

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Charakterbilder

Weber, Beda

Saarlouis, 1924

Koch in Rom 1829

Koch in Rom 1829.

Aus dem Lechtal in Tirol gebürtig.
(1847)

Ich zweifle nicht, daß nachfolgende Bemerkungen über Maler Koch willkommen sein werden, treu die Eindrücke wiedergebend, die der berühmte Mann auf mich während meiner Anwesenheit in Rom gemacht hat. Sie liefern vielleicht nicht unliebe Ergänzungen, um den Charakter des vortrefflichen Meisters vollständig auszumalen und auf einige noch nicht beachtete Eigenheiten desselben aufmerksam zu machen.

Kaum hatte ich mich nach meiner Ankunft dasselbst in einem Privathaus eingerichtet, suchte ich Andersag, einen jungen Maler von Ulten in Tirol, auf, der mir bisher nur dem Namen nach bekannt war. Er wohnte wahrhaft künstlerisch in den höchsten Turmräumen des palazzo di Venezia (österreichisches Gesandtschafts-Hôtel) mit der schönsten Aussicht nach allen Seiten auf die ungeheueren Massen der berühmten Weltstadt, mit allen kühlenden Lüften von Nord und Süd in der Hitze des Sommers, ganz isoliert von allen menschlichen Berührungen. Er nahm mich, den Unbekannten, mit aller tirolischer Herzlichkeit auf, und bald waren die Fäden zutraulichen, lehrreichen Zusammenseins angeknüpft. Nachdem wir an demselbigen Nachmittage noch die Villa und Galeria Borghese besucht hatten, führte er mich gegen sechs Uhr abends zu Koch. Dieser saß in einer Vorhalle seines Quartiers an der Staffelei, die Palette in

der Hand, malend an der großen Landschaft „Macbeth,“ die er später öfter wiederholt hat. Er war ganz leicht gekleidet, nach den Bedürfnissen der heißen Jahreszeit, ein rotes Käppchen auf dem Kopfe, wunderbarlich zusammengekauert in den vollen, fetten Formen seines gedrungenen Körperbaues. Als mich Andersag vorgestellt hatte, erwiderte er nichts anderes als: „Ja so!“ ohne aufzusehen, fortmalend in tiefer Stille. Andersag entfernte sich, dringender Geschäfte wegen, ich stand allein vor dem stillen Unbekannten, nicht ohne Mißgefühl meiner scheinbar bedenklichen Lage. Nach ungefähr elf Minuten banger Lautlosigkeit fragte Koch, ohne mich anzusehen: „Sind Sie in Ötztal bei den Eisbergen gewesen?“ Ich antwortete: Ja! und beschrieb ihm dieselben mit aller Lebhaftigkeit, die eine so weite Reise im Gemüte des Wanderers anzuregen imstande ist. Als ich feuriger wurde, legte er auf einmal Pinsel und Palette aus der Hand, blickte das erste Mal wie ein längst bekannter Freund zu mir empor und horchte mit der innigsten Teilnahme meiner Rede von den Eisbergen des Ötztales. „Haben Sie Dante gelesen?“ fragte er weiter. Auf mein Bejahen schmunzelte er ein wenig und sagte: „Ist Ihnen vielleicht die Aufschrift des Höllentores gegenwärtig?“

„Per me si va alla città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente!“

fiel ich schnell ein. Koch's Angesicht heiterte sich sichtbar auf, es war eine Feder gesprungen, die alle Saiten seiner kunstliebenden Seele berührte. „Was gefiel Ihnen am besten in Assisi?“ fing er von neuem an. „Die Gemälde von Giotto und Cimabue,“ war meine Antwort. Bei diesen Worten stand er freudig auf, und unsere Bekanntschaft war gemacht,

in einer Innigkeit und Herzlichkeit, wie ich sie vor wenigen Augenblicken in meiner bedenklichen Stellung nicht geahnt hatte. Ich sah ihn hierauf alle Tage, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, willfährig seinen Lehren, höchst erbaut durch die Biederkeit seines Charakters, wesentlich gefördert im Genusse der Merkwürdigkeiten Roms durch seine kunstverständigen Winke. Er war ein Sechziger, in seinem Äußern ganz das, was Leute mit feinen Nasen in oberflächlicher Weltansicht ungenießbar nennen, mittlerer Größe, ins Belebte übergehend, eigentümlich in Gesicht und Auge, aber ohne vorschnelle Anzeige des inwohnenden genialen Geistes, der im lebhaften Freundesgespräche voll der hellsten originellen Funken emporschlug. Seine Manieren hatten viel von der kecken Ironie seines Künstler-talents, das oft in ätzender Schärfe dem Lächerlichen, Halbherzigen, Windigen und Falschen zu Leibe ging. Konventionelle Formen waren aus seinem Leben wie aus seiner Sprache gewichen, er gab sich ohne Beisatz der Schminke, als edlen Kern in rauher Schale. Damit stimmte seine Kleidung auf das Ebenmäßigste überein, oft kaum ziemlich in Güte und Zuschnitt für seinen Rang unter den Künstlern Roms. Seine Sprache hatte eine eigene Naselei, voll Nachklangs des rheinländischen Dialekts, oft durch grelle Hochtöne abgestoßen. In der Wahl der Worte war es ihm um Nachdruck, Emphase, oft auch um Karrikatur zu tun, so daß sein Tadel wie Fluch lautete, sein Ernst wie Spaß, sein Tiefsinn wie die Weisheit auf der Gasse, so scharf markiert, wie die Umrisse seiner Bilder, wie die charakteristische Härte und Strenge seines Stils. Er sprach das Deutsche und Italienische mehr eigentümlich als gut, in aller Auswahl des Treffenden, Beißenden, Stechenden, so daß seine Rede auch im natürlichen Gange einem

Lauffeuer glich von Geist, Witz und origineller Weltanschauung, stets vom nachhelfenden Geberdenspiel, ich möchte sagen von allen Fibern seines Organismus verstärkt, und losgeknallt im sichtbaren Wohlgefühl der glücklichen Wirkung. Durch die Derbheit dieser Art zu sein, erhielt seine unverwüstliche Ehrlichkeit, seine unbestechliche Wahrhaftigkeit und seine tiefe Kunstkenntnis eine scharfe, einschneidende Kraft in die innerste Seele eines jeden Menschen, furchtbar der windigen Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, aber überaus erregend und reinigend für jeden, dem es um Wahrheit und Bildung zu tun war. Aus dieser Quelle flossen auch zwei Erscheinungen, die uns in Rom mehr als einmal begegneten: vornehmige Ignorierung seiner Kunstbedeutung von solchen, die nicht Mut und Kraft genug hatten, in seiner Feuertaufe den alten Menschen abzutun, und begeisterte Anhänglichkeit wahrhaft lernbegieriger Kunstjünger und kunstliebender Freunde. Zwischen Beiden stand er unbeweglich fest, durch die Mißachtung der einen nicht gekränkt, durch Zuneigung der anderen nicht verwöhnt, mit stets unverkümmerter Kraft, die Geister zu läutern und zu sichten, das Probehaltige anzuziehen, das Faule und Wurmstichige abzustößen, rastlos tätig im Interesse der Wahrheit und der echten deutschen Kunst. Seine Urteile, wie Gottesgerichte lautend, hatten sowohl für den Gelobten als den Getadelten eine unermeßliche Bedeutung, weil ihnen oft die Zukunft das Siegel der Erfüllung aufdrückte. Daraus floß für den Propheten Haß und Liebe, so scharf und innig, wie die Prophezeiung ins Leben eingeschnitten. Er wohnte auf der nordöstlichen Seite der Stadt, an der Ausmündung der Strada pia, vor alters Via Appia genannt, in einem Hause mit dem noch lebenden Kardinal Frasoni, mit dem er in den freundschaftlichsten

Verhältnissen stand. Von diesem Standpunkt aus löckte die bequemste Gelegenheit auf die besuchtesten Spaziergänge Roms.

Koch stand im Sommer immer zwischen vier und fünf Uhr auf und eilte in südöstlicher Richtung in das Freie, um die regen Lüfte des anhauchenden Mittelmeeres zu genießen, fast immer an der Kirche Santa Maria Maggiore vorüber. Für dieselbe hatte er eine besondere Vorliebe, rastete in ihren Säulengängen aus und hörte Messe. „Wenn ich mir einen glücklichen Verein von Größe und Anmut denken will,“ sagte er einst im Vorübergehen, „so stelle ich mir die weißen Marmorsäulen dieser Kirche, von jonischer Grazie verklärt, lebhaft vor die Seele.“ Von dort umwandelte er das ehrwürdige Coliseo und kehrte über das Kapitol in die Stadt zurück. Er besuchte hierauf das Studio dieses oder jenes Meisters, um die fertigen Arbeiten zu betrachten, wo seine Neidlosigkeit und lehrreiche Kunstansicht stets von allen Verständigen die ehrenvollste Anerkennung fand. Gegen halb sieben Uhr kam er nach Haus und malte ununterbrochen bis zum Mittagessen, welches in seinem Haus in der Regel um zwei Uhr angesetzt war. Nach kurzer Mittagsruhe setzte er seine Arbeit an der Staffelei rastlos fort bis zur einbrechenden Dämmerung, wo die Wanderung ins Freie auf ein neues anging, gewöhnlich in Begleitung eines guten Freundes, den er in diesen Abendstunden am liebsten um sich sah.

Es gehörte zu seinen Lebensfreuden, in eine Bude am Wege, oder in eine Gartenlaube zu treten und ein Glas Orvieto oder Montefiascone zu nippen, in der größten Behaglichkeit, geistreich auftauend in die glänzenden Stunden genialer Weihe, mit den unversiegbaren Ergießungen seiner interessanten Jugenderinnerung. „Straßburg,“ sagte er einmal bei

einer solchen Gelegenheit, „ist mir der denkwürdigste Ort meines ganzen Lebens. Ich kam in die Stadt mit dem unbändigsten Gefühle jugendlicher Freiheit, trunken von den Ideen der verkündigten Emanzipation der Völker. Ich wurde schnell mit den Führern dieser Freiheitsansichten bekannt, namentlich mit Eulogius Schneider, und kann nicht leugnen, daß ich anfangs ganz in dieselben einging und denselben gemäß handelte und sprach. Aber die Greuel dieser Freiheit traten mir bald so widerlich vors Auge, daß ich Straßburg gerade zur rechten Zeit noch verließ, um nicht mit meinem Leben zu büßen, wie die meisten meiner damaligen Freunde. Was später erfolgte, drang mir so schaudererregend in die Seele, daß mir für immer die Lust verging an der französischen Freiheit und Gleichheit. Ich kann jetzt in meinem Alter nur mit Schmerz zurückblicken auf die entfesselte Welt- und Lebenslust, die jeden Teilnehmer dieser Orgien besudelte.“ Ein anderes Mal bedauerte er lebhaft, daß er mit den tirolischen Verhältnissen fast unbekannt sei. „Es läßt sich über das Land seiner Geburt mit Studien nicht genügend nachhelfen,“ rief er aus, „nur natürliche Anschauung gibt dem Kunstgefühle warmes, inniges Leben, den Keim jeder idealen Schöpfung. Ich habe in Tirol nur zwei Freunde, die ich so nennen kann, Joseph von Giovanelli und Raffener.“ Er war erstaunt zu hören, daß letzterer, einst Student der Arzneikunde in Rom, später aus einem Arzt in Graubünden ein tirolischer Priester geworden. Es läßt sich kaum beschreiben, wie treuherzig und genau er sich um die Verhältnisse seiner Freunde bekümmerte. Seine Treue, nach langen Jahren die nämliche, hatte für mich ungemein viel Rührendes, und gab wohl auch das beste Zeugnis von der Reinheit und Lauterkeit seiner Seele. Auf der Rückkehr vom Abendausfluge kehrte er öfter in

der Apotheke alle quattro Fontane ein, in jenem vielbesuchten Stadtteile, wo die emporstäubenden Wasserströme so liebliche Kühlung wehen. Hier war alles mit ihm vertraut, Herr und Knecht, Priester und Laie. „Sogar mein Leibarzt wohnt hier im zweiten Stockwerke,“ sagte er einmal scherzhaft. Es war, glaube ich, Doktor Polelli. Nur ein Augenzeuge kann sich einen Begriff machen von den Schwänken und Witzen, die er hier mit der fröhlichsten Laune auskramte. Alle Nachbarn scharten sich um ihn, er hockte mitten unter ihnen, sitzend auf der Hausbank, dem Brunnen gegenüber, und krächte so ergötzlich, daß lautschallendes Gelächter der Umstehenden die ganze Umgegend aufregte und erlustigte. Sogar die kleinsten Knaben hatten mit ihm die größte Freude und setzten sich mitunter wohl auch auf die gekreuzten Knie des Professors. Er wohnte dem Krankenverhöre bei, das hier abends stattfand, wo Polelli mit großer Uneigennützigkeit den armen Leuten Rat erteilte. Und als Koch eines Abends hören mußte, daß sich viele durch Wassertrinken in heißer Sommerhitze die Kolik zugezogen hatten, wurde er zornig und stimmte im wunderlichsten Krähtone von der Welt das Lied an: *L'aqua rompe i ponti*. Alle Buben fielen wacker ein, weithin scholl es durch die Gassen: *L'aqua rompe i ponti, il vino ci deve risanar*. Lauter Beifall aus allen Fenstern belohnte die Sänger.

War einmal der Mutterwitz lebendig, so ging es auch im Weitergehen durch die nächsten stets hell beleuchteten Gassen nicht viel besser. Aus jeder Krämer- und Kaufmannsbude grüßte ihn ein lächelndes Gesicht, jedem wußte er ein Kraftwort, eine lustige Anmerkung in der eigentümlichen römischen Volkssprechweise zum besten zu geben, wo der Nichtitaliener sehr oft zum Verständnisse zu spät kam. In diesem Sinne war er vielleicht der populärste

Künstler Roms, und ich zweifle, ob einmal darauf aufmerksam gemacht worden ist. Nach dem Abendspaziergange besuchte er gewöhnlich auf längere Zeit einen jener Klubs, die in Rom das Leben so angenehm machen, abgesonderte Zusammenkünfte nämlich von Künstlern, Gelehrten und kunstliebenden Freunden, wo er stets wie ein geliebter Altvater aufgenommen und willkommen war. Sein Geist, des Tages in angestrenzter Arbeit auf einen einzigen Gegenstand, die Mühe der technischen Ausführung, hingewiesen, erging sich hier, gelöst vom Zwange, mit allem Feuer genialer Kunstliebe, mit der tiefen Fülle seiner Kunststudien in die weitausgebreiteten Gebiete der ewigen Schönheit. Geographie, Geschichte, Sitten und Denkweise aller Völker lagen in künstlerischer Verarbeitung vor seiner schaffenden Seele. Der Himalaja im ewigweißen Schneekranz, die Andenkette mit dem Krächzen des einsamen Kondors, die Alpen der Schweiz mit der donnernden Lawine, alles das tausendgestaltige Leben um Wurzel und Fläche dieser Weltgebirge, vom Schläfe der Pflanze bis in den Strahl des Menschauges, in aller Eigentümlichkeit von Sitte, Farbe und Tracht, von Laut, Ruf und Sprache, zerflossen rings im Kreis um ihn in die großartigste Weltlandschaft, deren Erhabenheit und Pracht nur der vertrauteste Jünger der Kunst ganz zu fassen vermochte. Koch war in solchen Augenblicken wie geistesabwesend für die wirkliche Welt, es war ein Kosen und Vertrautsein mit dem Entferntesten, ein hoch interessantes Kunstnachtwandeln des entfesselten Schöpfergeistes. Aus einer so seligen Trunkenheit erwachend, rief er einst mit Nachdruck aus: „Was soll auch all dies Stückwerk in der Kunst, dieses mechanische Abpinseln von Hand und Fuß, Baum und Schlange, dieses schuftige Zeichnen nach der Natur, um daraus eine schlechtverbundene

Mosaik zusammen zu flicken? Davon haben wir unser mißbratenes Zwergobst, ohne Saft und Würze, ohne inneren Lebenskern. Es soll der Anfang vom Liede sein und nicht das Ende. Die schaffende Seele nehme die Einzelheit, das kleinste Detail in sich auf, und gestalte aus sich selber das All, wie aus einem Gusse, unter dem Wetterleuchten der idealisierenden Phantasie! Diesen Weg sind Cimabue, Giotto, Perugino, Buonarrotti und Raphael gegangen, diesen Weg Dante und sein Hanswurst Ariosto, es war das Widerspiegeln der innern Welt, die geniale Subjektivierung des Objektes, hier in Worten, dort in Farben, nach den ewigen Gesetzen der Schönheit über aller Schönheit, die Inspiration der Kunst.“ Er erzählte in solchen Augenblicken von Landschaften, die er nie gesehen, von Reisen, die er nur im Geist auf den Flügeln seiner Phantasie gemacht, von Abenteuern, die er in seinen Kunstträumen bestanden hatte, mit einer so innigen Wärme und Andacht, wie nur ein poetischer Geist derselben fähig ist, mit einer Naturwahrheit und Treue, die selbst den mit den geschilderten Gegenständen Vertrauten höchlich überraschten, mit einer wahrhaften Virtuosität, die Hauptmomente der Wahrnehmung zu einem kühnen Bilde zu sammeln. Als ich ihm einst meine Verwunderung hierüber bezeugte, sagte er lächelnd: „Lieber Freund! Wer die Welt, das Leben und die Natur nicht durch lange Studien und Erfahrungen in sich verarbeitet, und das Verarbeitete sich ganz pflichtig gemacht hat, der wird vielleicht ein Hackert, aber kein Landschaftsmaler. So oft ich eine Landschaft von Claude Lorrain, oder auch nur von Salvator Rosa oder Poussin anschau, steigt mir eine glühende Schamröte ins Gesicht über die deutschen Schlafmützen, die Hackert begeistert hat. Domenedio, che bestie!“ Hierauf kam er dann zu reden von der älteren florentinischen

Schule, von ihrem Ernst und ihrer Andacht, von ihrer trotzigem Unlust, dem Schlechten zu fröhnen, und um den Beifall der Schlechten zu buhlen. Daher seien ihm, fuhr er heftig weiter, die Bilder des Giotto und Cimabue im sacro convento zu Assisi lieber als eine ganze Galerie französischer Bilder, Dante lehrreicher als fünfzig ganze und hundert halbe Dichter aus Gleims und Wielands Schule. Als ich ihm einst über die freien Ergießungen in diesen Abendversammlungen die Bemerkung machte, daß es auf den ersten Anschein bedenklich scheine, ohne Rückhalt sich auszusprechen, aus Furcht eines Konfliktes mit der wirklichen Welt, entgegnete er rasch und bestimmt: „Sie haben vergessen, daß Sie in Rom sind. Der Papst ist uns Künstlern Vater der Kunst und Kunstfreiheit, wie er der Vater aller Gläubigen und aller Kirchenfreiheit ist. Verstehen Sie das? Wir leben hier bunt und kraus durcheinander, allerlei Volk aus allen Teilen der Welt, Käuze und Füchse, Eisbären und Königstiger; wir tun, was wir dürfen, und reden, was wir wollen, und rumoren wie Blitz und Wetter. Kein Mensch bekümmert sich um uns, das ist die Freiheit der Kunst in Rom. Republikaner, Napoleonisten, Konstitutionelle und Absolute von allen Farben tragen ihre Meinung vor und raisonieren nach Herzenslust. Der Mantel des Papstes ist für alle weit genug, man verlangt von uns nichts anderes, als daß wir Gott und die Heiligen nicht lästern und auf der Gasse keine Kutsche mit einem Gichtbrüchigen umwerfen, und solche Tollheiten kommen uns nicht an. Deswegen gehe ich von Rom nicht mehr weg, man hat mich noch unlängst hinausgerufen, aber ich taue nicht für draußen, ich bin zu alt und zu steif.“ Einem vorlauten Lästere der päpstlichen Regierung ohne rechte Polizei und Soldatentum, ohne Regel für Gesichts-

und Atemzüge, sagte er eines Abends, nicht ohne Anflug von Bitterkeit: „Nun freilich, eine eigene Regierung ist sie, die päpstliche. Ein alter Mann mit wenigen Priestern führt das Regiment. Weil keine äußere Gewalt vorhanden ist, müssen sie durch Herzensgüte imponieren, als wahre Volksmänner. Sie gelten genau so viel, als das Volk sie gelten läßt, und man läßt sie gerade das gelten, was ihr Herz geltend macht. Da ist leider keine deutsche Regel, keine Sanitätspolizei, keine Ruralpolizei, keine Fremdenpolizei, und wie die Polizeien draußen alle heißen. Was hier davon den Anschein hat, ist auch bloß Schein, eine Art Spielwerk für Kinder und erschrockene Leute, damit sie zu sich selber kommen, wo alles erlaubt ist, die Todsünde allein ausgenommen. Ich finde nicht, daß das Volk darunter leidet; im Gegenteil, es ist wenig inkommodiert, das Leben behält seine Torheit und Launen unverkümmert bei. Das heißt römisches Leben, für Kunst, Poesie und Humor wie gemacht. Sitz ich drinnen in dieser regellosen Welt, unter Menschen aller Völker und Nationen, so denke ich mit Entsetzen an euere mitteldeutschen Residenzen voll Tee und Butterbrotchen, mit so knappem Zuschnitt, daß man ein unverschämter Demokrat sein muß, um freien Atem zu behalten.“

Eine ganz entschiedene Abneigung äußerte er stets gegen Goethe und seine Kunststümperei, wie er es nannte. „Dieser Mensch,“ sagte er, „hat der wahren Kunst den empfindlichsten Abbruch getan. Vor seinem Werther und Götz hab ich Respekt; wenn er mir aber den Hackert als Meister der Landschaftsmalerei anpreist, so lach ich ihm ins Gesicht. Er hat zuerst die Lobhudelei in die Kunstkreise klassisch eingesetzt, diese bezahlten Kritiker, diese bestellten Hätscheleien, die so manchem aufkeimenden

Talente den Kragen umdrehen, und so viel an ihnen ist, die Kunst zum Handwerke herabwürdigen. Ich kenne diesen Goethe persönlich, bin ihm aber allzeit aus dem Wege gegangen. Das Buch „Winckelmann und sein Jahrhundert“ könnte ich nicht mehr lesen, ohne mich zu erbrechen. Solche Leute sind nur in Thüringen und Nachbarschaft zu finden, wo das Kleinliche sich vornehm aufblasen und die Schmutz- und Stinkblüte ohne sittlichen Ekel Anspruch auf Poesie und Kunst machen kann. Ist der Edelstein nicht ab- und ausgeschliffen, so hat er unter solchen Umständen keinen Wert. Die souveräne Verachtung Goethes gegen Kotzebue hat mitunter auch darin ihren Grund, weil Goethe selbst mit seinem Thüringer Hofstaat leibhaftig in diese deutsche Kleinstädtereieinpaßt. Daraus sind eure Goethe-Literaturen, eure dreibändigen Liebesbriefe, eure Teltowerrüben-Schmeicheleien, eure zerstreuten Blätter und Blättlein voll nichts und abernichts geflossen, um die gesunde Nation mit dieser krankhaften Eitelkeit und Pedanterie lächerlich zu machen. Dankt eurem Wolfgang Menzel, daß er euch mit seiner gewohnten Derbheit auf die Patsche aufmerksam gemacht hat, durch die ihr voll Goethe-Enthusiasmus einhertrabt, wie Roscinante und ihr tapferer Reiter. An Schiller habe ich nur auszusetzen, daß er mir den Macbeth so erbärmlich zugeschnitten hat. Mein Gott! Was ist das für ein ekeles Zimpferlichtun, für ein Schreien: „Der Löwe ist auf der Gasse!“ wenn die Natur einmal ungeschoren einem Deutschen begegnet! Ich mußte mir Geist, Kraft und Derbheit aus dem Originale holen, nicht ohne große Mühe, um im Bilde wiederzugeben, was der große Naturgeist an der Themse gedichtet!“ Diese letztere Rede Kochs hatte eine unwiderstehliche Kraft, frei und derb von der Staffelei weggesprochen, wo sich mit jedem Tage die Hexenküche grausen-

hafter heraushob und verheerender der Sturm vom Meere her über die Felsenburg Dunsinane hereinbrach. Man hat kaum einen Begriff, wie aushältig fleißig der rastlose Mann durch das gewissenhafteste Eingehen in die geheimsten Nuancen des Naturlebens seinen Bildern die größtmögliche Vollkommenheit zu geben suchte. Drei Wochen malte er am „Macbeth“ fort unter meinen Augen, ungeachtet schon der erste, weniger kunstgeübte Blick die Landschaft hätte für ganz vollendet halten können. Aber jeder Tag ließ die Schönheit des ursprünglichen Gedankens sieghafter hervortreten, mit jedem Tage sproßten neue Blüten, voll unsterblichen Reizes, bis ins Kleinste ausgeführt, aus der Fläche des Bildes. Ich konnte mich eines Tages nicht enthalten, über diese Aushältigkeit der Arbeit mein Erstaunen, und über die Wirkungen derselben meine Freude zu erkennen zu geben. „Ja freilich,“ versetzte er, „reich werde ich damit nicht, kümmerliche Fristung des Lebens für mich und die Meinigen ist alles, was ich auf diesem Wege gewinne. Aber ich will doch wenigstens ein Beispiel zurücklassen, mit welchem Ernste die Kunst getrieben werden muß, wenn es zum Ziele gehen soll. Mein bestes Bild ist ohne Zweifel die Landschaft ‚Tivoli‘ mit den berühmten Cascatellen, welche ich für die kunstsinnige Frau von Remich, geborene Giovanelli, in Bozen malte. Sie verlangte auch nichts anders, als daß es schön sei, kosten konnte es was es wollte. Ich sammelte also die zerstreuten Strahlen der Schönheit in ein Gesamtbild, das mich und meine Freunde überraschte, Tivoli und nicht Tivoli, wie man will, aber lautere Wahrheit und unbefleckte Treue, mit inniger Liebe empfangen und vollendet. Ich verlangte dafür fünfhundert Dukaten; die edle Frau sandte mir sechshundert. Dafür ließ sich freilich etwas machen. Jetzt will

man nicht mehr schöne Bilder um schönes Geld; man ist zufrieden mit schlechten um schlechtes Geld. Selbst Fürsten mäckeln. *Luca fa presto*, summt es uns notgedrungen in den Ohren. Die Hungerleiden des Malers und der Geiz des Patrons sind deshalb in vielen Bildern verewigt.“

Von Künstlerlaune, die oft so störend auf die Förderung der Arbeit einwirkt, war bei ihm keine Spur zu finden; jeder Tag wand sich gleichmäßig emsig von der Spindel ab, und durch diese feste Regelmäßigkeit wurde es möglich, bei dem überaus langsamen und mühevollen Bestreben für wahre Kunst den häuslichen Bedürfnissen zu genügen. Die Wahrheit, die er in der Malerei allein im Auge hatte, galt ihm auch in der Wissenschaft und in der Poesie für das höchste Ziel des Gelehrten, des Dichters. Das Unbestimmte, Verschwimmende, Halbe und Empfindende feindete er auch hier mit der schärfsten Lauge an. Er war daher mit der neueren Romantik in der deutschen Dichtkunst nicht zufrieden. Einer seiner besten Freunde in dieser Hinsicht war August Graf Platen von Hallermünde, der bekannte geistvolle Vertreter klassischer Studien gegen die Treibhausgewächse irrgängiger Romantik. Mit diesem sympathisierte Koch auf das lebhafteste und nahm keinen geringen Anteil an den Vorstudien und Besprechungen zum „Ödipus“, gegen Immermann. Er betrachtete den Grafen als die Ergänzung seiner selbst. „Was er in der Poesie tut, tue ich in der Malerei,“ sagte er einmal, „und die Nachwelt wird entscheiden, ob unser Bestreben nicht zum Besseren führt.“ Diese Entschiedenheit des Mannes trat auch im religiösen Gebiet in den bestimmtesten Formen hervor. Er war ein festgegründeter gläubiger Katholik. Sein Wahlspruch war: „*In necessariis unitas, in dubiis libertas*“, und kein Theologe hätte bündiger beides unterschei-

den und vermitteln können, als er. Auch hier mußte man seine tiefen Studien, seinen Ernst höchlich bewundern. Der Protestantismus erfuhr von ihm ganz das gleiche Los, wie der Abfall von der wahren Kunst, wie das Ausgleiten in eigenliebige Romantik, unwert der Teilnahme, als Negation der apostolischen Überlieferung.

„Daß man den apostolischen Primat des Papstes als Einheitspunkt der katholischen Kirche anfeindet,“ sagte er einst auf einem Spaziergang in die Villa Albani, „finde ich auf Seiten fanatischer Gegner begreiflich. Wie aber wissenschaftlich gebildete, ruhige Männer mit ihnen Chor machen können, wird ewig ein Rätsel bleiben für solche, die Achtung vor dem Menschenverstande haben. Ich bin kein Theologe, gottlob! sondern ein Maler mit offenem Sinne, mit einem Herzen voll Respekt vor unabweisbaren Tatsachen. Der Primat wird seit vielen Jahrhunderten angefochten von jeder Willkür auf Erden, mit allen Mitteln der Lüge und Gewalt. Man hat ihm schon oft das Leichenlied mit Schadenfreude gesungen, und doch stirbt dieser Primat nicht, er wird eine weltbeherrschende Idee, die stets glorreicher aus dem Strudel der Zeit emporsteigt, das einzige Olivenblatt im Menschenwirrsal, dessen Blätter nie welken. Er kann also seine Wurzel unmöglich in einer menschlichen Einrichtung haben, die heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird. Was sich von ihm löst, geht unrettbar seinem geistigen Tod entgegen. Die morgenländische Kirche zeugt in ihrer kolossalen Versteinerung für das ewige Leben des Primats aus Gott, von den Aposteln her. Dafür legt der Kaiser von Rußland weltlich seinen eisernen Arm auf die versteinerte Jungfrau, welche die geistliche Obmacht der heiligen Roma zurückgestoßen. Und was sonst in Europa getrennt vom Primat der

Apostelzeit besteht, weist einen Entchristlichungsprozeß auf, der nur Ruinen hinter sich zurückläßt. So ist es allen Sekten durch achtzehn Jahrhunderte gegangen. Einige derselben überwucherten die Welt und trieben ihre eitle Vegetation bis in die Vorhallen des apostolischen Heiligtums. Alle sind verschwunden wie Morgennebel, während die Kuppel von St. Peter im unverwüstlichen Glanze leuchtet. So hat, was menschlicher Weise den Felsen des römischen Primats zerstören sollte, gewirkt auf die katholische Kirche, welche auf diesem Felsen gegründet ist, wie Sonnenschein, wie Frühlingsregen, der überall neues Leben und neue Blüten schafft. Und diese päpstliche Obmacht, weltlich fast machtlos, wurzelt ausschließlich im Gewissen der Völker, welche die Stiftung dieses Einheitspunktes durch Christus als ihr heiligstes Kirchengut verehren. Der Papst selbst ist wehrloser und weniger selbtherrschend als der nächste beste protestantische Konsistorialrat, vor dem die Kandidaten im schwarzen Frack erscheinen und für ihre Zukunft zittern. Obgleich ein schwacher, sterblicher Mensch, ruht er unzerstörbar in der christlichen Idee, daß alles, was lebendig aus apostolischem Munde durch die christlichen Gemeinden ging, zu allen Zeiten auf gleiche Weise geglaubt und geübt wurde und die Feuertaufe der Jahrhunderte ausgehalten hat, apostolische Wahrheit, lebendiges Gotteswort in der Kirche sei, daß die Bibel von diesem lebendigen Hauche des Kirchenglaubens zu allen Zeiten und unter allen Völkern getragen und erklärt wurde, daß die Fortbildungsfähigkeit des katholischen Glaubens im Lebendigmachen der gesamten apostolischen Lehre zu suchen sei. Wer sich von dieser gesamten apostolischen Lehre unter dem Primat des Papstes trennt, hört auf Katholik zu sein. Ich gestehe, diese katholische Kirchenidee hat bloß als solche stets

meinem Verstand imponiert, obgleich sie nichts anderes ist, als die lebendige Gestalt der Geschichte des Christentums. Die größte Sünde der Reformation besteht ohne Zweifel im Versuche, durch Fälschung dieser Wahrheit die Geschichte selbst zu vernichten. Wo sich das Geschichtsleben recken und strecken muß, um eine geschichtslose Neuerung gegen den Primat zu verteidigen, stirbt es allmählich ab unter dem unbarmherzigen Messer fanatischer Peiniger. Dafür tritt die alte Schlange mit dem Sodomsapfel als Professor ein und doziert die Geschichtslüge vom Anfang an. Es hat mich allzeit gefreut, daß die Engländer wieder anfangen, dieses Verbrechen an der Geschichte gutzumachen. Ohne Papst, ohne unabänderliche Glaubensregel gibt es auf Erden bloß Gasthäuser, keine Gotteshäuser. Man muß nicht gleisen, sondern sein!“

Was er als Denker scharf ausgeprägt, erschien an ihm selbst und allen seinen Hausangehörigen als Tat, das ganze Haus war von Herzen fromm. Seine Frau Cassandra, spät erst für mich sichtbar, war das frömmste, liebevollste, sanfteste Wesen, der ordnende Engel im häuslichen Kreise, daher auch von Koch mit der größten Ehrfurcht betrachtet und in allen religiösen und wirtschaftlichen Angelegenheiten die unbestrittenste Autorität. Obgleich verblüht, hatte sie doch noch in den überaus regelmäßigen, sprechenden Gesichtszügen alle Anmut einer Römerin, in ihrem Wesen alle Vorliebe für Rom, alle Begeisterung der Andacht, wie sie in den Gemütern der Frauen hier ganz eigentümlich lebt und waltet. Mit schwerem Herzen dachte sie an den Aufenthalt in Wien. Himmel und Erde, Sitte und Sprache hatte sie verletzt, wie ein ihr fremder Luftkreis. „Wie froh war ich,“ sagte sie einst, „daß ich wieder zum Heiligen Vater zurückkam (al nostro santissimo Padre!)“ Wie fast alle

Italienerinnen hatte sie eine große Neugierde, von den Protestanten in Deutschland erzählen zu hören, ohne Anlage, sich in die ganz fremdartigen Verhältnisse zu finden. Als sie einst hörte, die protestantischen Pfarrer wären in der Regel auch verheiratet, ließ sie mit einem tiefen Seufzer das Strickzeug aus den Händen fallen. Und ihr Seelenaufbruch stieg, als ihr ein Gegenwärtiger bemerkte, das sei nicht verwunderlich, da ja auch Luther, der Stifter der Reformation, ein Weib, und zwar eine Nonne, geheiratet habe. „Genug, genug!“ sagte sie abwehrend, „ich ertrage das nicht, es greift meine Nerven an.“ Als einst ein anderer bemerkte, die Protestanten hätten keine Heiligen; von einer Verehrung derselben könne daher auch nicht die Rede sein, fiel sie lebhaft ein: „Aber um Himmelswillen, keine Heiligen! Wie ist ein Gott ohne Heiligen denkbar? Wo wären denn die Apostel und die heilige Mutter Gottes Maria, die Blutzeugen und Bekenner hingekommen? Ohne Heiligen gibt es ja nur eine Hölle und keinen Himmel. Und wenn es Heiligen gibt, und man verehrt sie nicht, wo bleibt denn der gesunde Menschenverstand?“ In diesen Äußerungen der guten Frau ist etwas Naturwüchsiges, eine Kraft des Beweises, die man sich nur anleben kann von Jugend auf. Die glückliche Ehe war mit drei lebenden Kindern gesegnet. Die Tochter erschien als das älteste, stets schweigsam, eher scheu. Desto lebhafter waren die Knaben. Sie gingen damals zu den Jesuiten in die erste Grammatikklasse und zeigten beide große Fähigkeiten. „Ich habe keine besondere Vorliebe für die Jesuiten,“ sagte mir Koch einmal, „aber meine Buben send’ ich zu ihnen, weil sie die gescheidtesten sind. Ihre Erziehungsweise gefällt mir vor anderen. Sie lehren nicht bloß, sie spielen mit den Knaben auch, sie gehen mit ihnen aufs Land, wo sie eigene Landhäuser zur Kurzweil ihrer Zög-

linge haben, sie treiben mit ihnen so viel leibliche und geistige Anregung, daß die beste Wirkung davon an den Knaben sichtbar ist. Die Grundlage ihrer Bildung ist Heiterkeit, Lust, Regsamkeit aller Kräfte. Selbst die Religion nimmt in ihren Kreisen eine fröhliche Gestalt an. Keine Spur von Kopfhängerei, von Zweifelsucht und Trübsinn. Sie lieben die Klassiker, aber nicht die klassische Unzucht zum Verderb eines reinen Gemütes. Die Knaben hängen an ihren Lehrern mit einer Liebe, die mich allzeit rührt. Ich merke nicht, daß meine Knaben heillose Grundsätze nach Hause tragen, das Wissen und die Gottesfurcht ausgenommen, die aber von altersher keine so böse Artikel waren als jetzt.“ Sie mußten fast alle Tage in der Schule einige italienische Sätze ins Griechische übersetzen, ganz frei mit den höchst mangelhaften Wörterbüchern, wie man sie in Italien noch trifft. Ich war erstaunt, wie verständig das geleistet wurde, wohl findiger, als es bei uns in der ersten Humanitätsklasse möglich wäre. Wenn ich abends ins Haus kam, legten sie mir ihre Arbeiten vor, um die Plätze für morgen im voraus zu erraten, da alle Tage aus dem Griechischen die Plätze vorgelesen wurden, was die größte Regsamkeit in die Schüler brachte. Es gehört eine mehr als deutsche Phantasie dazu, um sich vom Schmerz einen Begriff zu machen, den sie bei jedem Fehler empfanden. Stirn und Gesicht mußten das Übermaß desselben empfinden, die Bücher flogen in alle Winkel, und für den ganzen Abend war alle Heiterkeit verschwunden, wenn es schlecht ausfiel. „Ich lasse sie studieren,“ meinte Koch, „und um ein Amt sich bewerben, Künstler sollen sie mir keine werden, das ist ein zu gewaltiges Unternehmen für den, der nicht von Haus aus vermöglich ist.“ Der tägliche Umgang hatte auf natürlichem Wege zur Vertraulichkeit geführt, Koch trat mit seinen Kunstheimlich-

keiten hervor, zuerst mit seinen Skizzen und Zeichnungen, letztere namentlich nach Dante. Es waren mir wohl einige Kommentatoren über die Divina Commedia bekannt, aber der beste war Koch mit den Bildern und Erklärungen, die er erläuternd beifügte, mit unglaublicher Einsicht in die Geschichte von Italien zu Dante's Zeit. Mit einer Art verschämter Liebe zeigte er mir das bekannte, ursprünglich für einen Engländer, glaub ich, gemalte Bild „Der Tiroler Landsturm.“ Aus der tirolischen Besonderheit war es ins allgemeine herausgetreten, und machte auf mich den Eindruck eines ganz fremden Gegenstandes, ungeachtet die Meisterhaftigkeit der Ausführung das größte Lob verdiente. Ich gestand ihm dies auch redlich ein. Er wischte sich eine Träne aus dem Gesicht und sagte: „Sie haben Recht. Nur durch langes Mitleben kann ein so eigentümlicher Gegenstand erfaßt und dargestellt werden. Tirol ist mir in seiner Wahrheit und Natürlichkeit abhanden gekommen. Das Bild ist eine Blume, an dem eine Träne des Heimwehs wie Tau hangen geblieben ist, man weint sie fast nur in der Verbannung.“ Sodann fing er an, mir seine später gedruckte Kunstchronik vorzulesen. Nebst ihm hatte vorzüglich ein gewisser Genelli, Maler aus Preußen, den ich bei ihm auch kennen lernte, teilgenommen, ein Mann von viel Geist und sehr markierter Gesinnung. Ein längerer Brief war ganz von ihm, in der Form offenbar überlegen allen anderen von Koch. „Es ist mir leid,“ sagte er am Abend vor meiner Abreise, „daß Sie so bald heimgehen, ich hätte Ihnen sonst die Ordnung und Herausgabe dieser Briefe übertragen, namentlich die Ausfeilung der Sprache; ich habe dazu weder Zeit noch Geduld.“ Ihn vorlesen zu hören, war köstlich, vor Lachen traten ihm oft die hellen Tränen ins Gesicht, oft sammelte sich die ganze Wolke

des Unmuts auf der breiten Stirn und brach in einen Platzregen von origineller Zurechtweisung der Kunstschüler aus, „die den Zisternen nachgehen, die kein Wasser haben.“ Mein Scheiden vom biedern Manne klingt mir noch tief in der Seele nach. Wir standen auf Trinità dei monti, wegblickend über die Paläste und Tempel Roms, hinaus nach Deutschland. Es war ein heller Abend, halb zwölf Uhr nachts, rings die tausend Lichter der beleuchteten Stadt, wir einsam droben auf den Marmorterrassen. Es kam ihm ein tiefes Heimweh, bei allem Vorsatz, in Rom zu bleiben, er war sichtbar gerührt. „Ich komme nicht mehr hinaus,“ sagte er seufzend, „meine Zeit ist abgelaufen. Grüßen Sie mir Giovanelli und Raffener, und denken Sie meiner im Vaterland.“ Ich war zu sehr ergriffen, um viel erwidern zu können, schweigend zog ich meine Hand aus der seinigen und stieg tief erschüttert die Treppen herunter. Von der untersten blickte ich zurück, er stand noch oben in verschwimmenden Konturen der südlichen Nachtbeleuchtung. „Gute Nacht!“ war der letzte Klang seiner Stimme, das Lebewohl an Tirol.

